

Leseprobe aus:

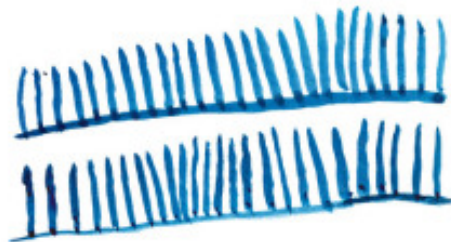
Schuldt

In Togo, dunkel

SCHULDT

IN TOGO, DUNKEL

und andere Geschichten



Mit Zeichnungen
der Yanomami
für Lothar Baumgarten

rowohlt

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Schuldt

IN TOGO, DUNKEL

und andere Geschichten

Rowohlt

Je ne passe jamais devant un fétiche de bois,
un Bouddha doré, une idole mexicaine
sans me dire: c'est peut-être le vrai dieu.

BAUDELAIRE

IN TOGO, DUNKEL

Die N'gko Utari sind ein Stamm an der Westküste Afrikas. Ihr Land gehört zu Togo. Ende des 19. Jahrhunderts, als dieses eine deutsche Kolonie mit 63 Beamten und 26 Missionaren war, erforschten die letzteren ihre Sprache. Sie legten ein Wörterbuch an und schrieben eine Grammatik. Mit diesen Hilfsmitteln übertrugen sie die Bibel in die Stammessprache. Später, in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts, führte eine Gruppe der Hamburger Universität linguistische Feldstudien mit neueren Methoden aus. Sie stellten fest, daß die Missionare bereits sehr sorgfältig gearbeitet hatten. Was sie an neuen Beobachtungen sammeln konnten, galt nur der Entwicklung der Sprache in den letzten sechs Jahrzehnten.

Ein lückenloses Bild des N'gko Utari lag nun vor. Grammatische Regeln und umgangssprachliche Gepflogenheiten, die Ableitungen der Wortwurzeln und die Formen der Wortbildung ließen sich systematisch und einleuchtend erklären. Nur ein häufig vorkommendes rhetorisches Element bildete eine Ausnahme. Es war unerklärt geblieben. Man konnte nicht einmal sagen, ob es verbal oder substantivisch war. Nirgends wollte der unverdaute Brocken in der Grammatik Platz nehmen. Ihm wurde der längste Abschnitt in der Einleitung gewidmet.

Die Eingeborenen konnten keine Auskünfte darüber geben.

Sie beriefen sich darauf, daß der Sinn doch eindeutig sei; nie gäbe es darüber Mißverständnisse. Sie hatten nicht unrecht. Aber die Klarheit, von der sie sprachen, war nur eine Frage der Verwendung. Jeder wußte, wo der Ausdruck hinzustellen war und welche rednerische Wirkung er hervorrief. Es war eine Girlande oder eine Ausruf, der dem zuvor Gesagten Nachdruck verlieh. Er wurde wie eine Gebärde gesetzt. Strenge Regeln entschieden, wo er vorkommen konnte, und vor allem, wem der Ausdruck zustand. Er hatte also neben der sprachlichen Bedeutung eine zeremonielle oder rituale Kraft.

Die Wendung stand immer am Ende einer Äußerung. Sie konnte sogar nach jedem Satz vorkommen. Dazu mußten allerdings zwei Bedingungen erfüllt sein. Der Satz mußte ein gewichtiges Argument bilden; er sollte auch gemessen und würdig vorgetragen werden. Die zweite Bedingung betraf das Ansehen des Sprechers oder seinen Rang. Den Ausdruck nach jedem Satz zu sagen war ein Vorrecht, das allein den Häuptlingen und Dorfältesten zukam. Niederen Personen wurde der häufige Gebrauch als Frevel angekreidet. So jedenfalls wurde es noch von den Missionaren geschildert, auch wenn es ihnen widerstrebte, den bloßen Ausgeburten eines heidnischen Aberglaubens den Begriff eines Sakrilegs zuzugestehen. In den fünfziger Jahren hatte die rasch fortschreitende Auflösung der traditionellen Stammesstrukturen schon dazu geführt, daß es nur noch als gespreizt und wichtigtuertisch galt, wenn Menschen ohne Rang den kostbaren Ausdruck häufig wiederholten.

Als ich das erste Mal auf eine Beschreibung dieser sprachlichen Eigentümlichkeit stieß, erinnerte sie mich an die India-

nerbücher, die ich als Kind auf Deutsch gelesen hatte. Darin beschlossen würdige Gestalten ihre Äußerungen mit «Hugh, ich habe gesprochen.» Ebenso ist der Ausdruck der N'gko Utari ein Besiegeln. Er drückt der Äußerung das Siegel der Autorität auf; er versiegelt die Angelegenheit als eine in sich abgeschlossene Sache, der es nichts weiter hinzuzufügen gibt. Jede Widerrede ist abgetan. Die Worte stehen nicht zur Diskussion.

Soweit sind sich die Fachgelehrten in der N'gko Utari Zivilisation einig. Der Ausdruck selbst hat sich aber allen Versuchen einer Aufklärung entzogen. Es ist nie gelungen, seine wörtliche Bedeutung festzustellen, die Wortwurzeln in der Familie der N'gko M'pa Sprachen aufzufinden, unter denen Utari einer der verbreitetsten Dialekte ist, oder die Verwandtschaft der Phone-me mit anderen Elementen des Klangschatzes nachzuweisen. Ebenso wenig hat man den unvermittelt ausgestoßenen Ruf am Ende eines Satzes mit den rhetorischen Gepflogenheiten der Sprache in Einklang bringen können.

Die Afrikanisten aus Hamburg hatten bereits die Vermutung geäußert, der Ausdruck könne einer anderen, seither ausgestorbenen Sprache entlehnt sein. Das Standesprestige hatte sie an eine Unterwerfung der N'gko Utari in früheren Jahrhunderten durch einen kriegerischen Nachbarstamm denken lassen. In diesem Punkt hatten sie sich zwar geirrt. In wesentlichen Zügen hat sich ihre Hypothese neuerdings jedoch aus Handelsarchiven erhärten lassen. Wir müssen geschichtlich zurückgreifen.

Die von der Ostindischen Kompagnie herausgegebenen *Annalen der Höchste Seltsamen Abentheuer, Absonderlichen Beobachtungen und Gefährreichen Entdeckungen &cetera*

der Kauffahrtei-Schiffe seiner Majestät enthalten in dem Band von 1770 den Bericht einer Rettung. Er stammt aus der Feder des Jonathan Phoebus Smythe, Kapitän der *Pride of Bengal*. Nachdem das Schiff 1768 vom Humber nach Kalkutta in See gestochen war, erlitt es in einem Sturm vor der Küste Westafrikas Schäden, zu deren Reparatur der Kapitän eine Bucht anlaufen ließ. Dort freundete sich die Besatzung mit den Eingeborenen an. Unter ihnen fand sie zwei greise Franzosen, Nicolas Baptiste Giffard und Louis Pierre Dauge; sie drangen darauf, mit zurück in die Zivilisation genommen zu werden. Beide schifften sich ein, als die *Pride of Bengal* wieder auslief, und schließlich erreichte Giffard auf dem Weg über Kalkutta unversehrt Europa, während Dauge noch auf der Rückreise erkrankte und starb.

Smythe berichtet die Geschichte der Franzosen wie folgt. Bei der Rückkehr von den Molukken mit einer Ladung Gewürze ging ihr Schiff, die *Colombe de Brest*, 1722 vor Westafrika verloren. Siebzehn Mann der einunddreißigköpfigen Besatzung ertranken. Die anderen vierzehn, an den Strand gespült und halbtot vor Erschöpfung, wurden von den Eingeborenen gesund gepflegt. Im Lauf der Jahre starben die älteren Männer, bis nur Dauge und Giffard übrig blieben, von denen der letztere, erst sechzehn Jahre alt zur Zeit des Untergangs, der Moses an Bord der *Colombe* gewesen war.

Smythe schreibt, daß die Eingeborenen die ganzen 46 Jahre über die Franzosen als Gäste freigehalten hatten. Die Überlebenden kamen ihm jedoch mürrisch und unzufrieden vor. Der Verlust der *Colombe de Brest* ist sowohl aus den Unterlagen der

Brester Handelskammer wie aus dem Archiv von Lloyd's* nachgewiesen. Lloyd's of London waren mit einer *Hull Policy* in Höhe von einem Drittel des Schiffswerts beteiligt, und die Auszahlung an die französischen Eigner erscheint unter den Verlusten in der 1724 wie üblich nach drei Jahren abgeschlossenen Abrechnung.

Verwundert spricht Smythe von dem Hang der Franzosen zu ständigen Klagen. Wenn wir diesen Hinweis berücksichtigen, ergibt sich folgendes Bild. Aus einem nicht mehr feststellbaren Grund, der in den Auffassungen oder vielleicht in den Mythen des Stammes gelegen haben wird, haben die Eingeborenen die Schiffbrüchigen zuvorkommend behandelt. Keine anderen Schiffe liefen diesen Küstenstrich jemals an. Die Seeleute konnten nicht mehr auf eine Rückkehr nach Europa hoffen. Da sie außerdem mit allem Nötigen versehen wurden und sich um nichts

* «Lloyd's», erstmals im Druck erwähnt in der *London Gazette* vom 18. Februar 1688, bezeichnete die wachsende Gruppe der Kaufleute, die sich seit Ende des 17. Jh.s in dem von Edward Lloyd in der Tower Street in London betriebenen Kaffeehaus regelmäßig trafen, um Schiffahrtsgeschäfte abzuschließen und insbesondere Versicherungsrisiken anteilig zu übernehmen. Daraus entwickelte sich allmählich eine Organisation mit festen Strukturen und Regeln, der 1871 durch Gesetz die Rechte und Privilegien einer öffentlichen Körperschaft verliehen wurden. Lloyd's selbst schließt keine Versicherungen ab, sondern dient lediglich seinen Mitgliedern als Marktplatz. Nur vermögende Personen («names»), keine Firmen, konnten als Haftungsnehmer beitreten und hafteten unbeschränkt mit ihrem ganzen Vermögen. 1968 waren es über 6000, 1990 rund 34000 Mitglieder, die sich in einzelnen Syndikaten organisiert hatten, welche sich meistens auf bestimmte Versicherungszweige spezialisierten und durch damals Hunderte von Agenturen bei dem Abschluß der Verträge vertreten wurden. Firmen wurden erst 1994 als Mitglieder (mit beschränkter Haftung) zugelassen.

zu mühen brauchten, verfielen sie in Langeweile und Unzufriedenheit. Der Gesprächsstoff ging ihnen aus. Die Unterhaltung mit den Eingeborenen, schon von der Sprache her schwierig, scheinen sie aus Hochmut mehr oder weniger verschmätzt zu haben. Das Selbstmitleid nahm überhand. Sie klagten einander: Die ungewohnte Kost der Eingeborenen war nicht zu genießen, die Hitze war zu heiß, der Monsun dauerte zu lange, die Abgeschnittenheit ihrer Lage ließ sich nicht ertragen, die afrikanischen Beschützer waren zu fremdartig oder, wie die Franzosen sagten, «zu unzivilisiert». Fast jeden Seufzer beschlossen sie auch noch an Bord der rettenden *Pride of Bengal* mit einem tief empfundenen «J'en ai ras le bol,» d.h. «Ich hab' die Schnauze voll» oder «Mir hängt's zum Hals heraus»; oft auch mit dem kürzeren «ras le bol». Die Schwarzen, die mit Verehrung zu den Franzosen aufsahen, ihre Sprache aber nicht lernten, übernahmen schließlich diese Gewohnheit. So gelangte «ras le bol», phonetisch nur leicht ins Kehlige verschoben, als Bekräftigung und Koda in das N'gko Utari.

